

Verlag Bibliothek der Provinz

Wolfgang Haydn
SALZBURG und ZURÜCK
eine Leidenschaft

Roman

Wolfgang Haydn
SALZBURG UND ZURÜCK
EINE LEIDENSCHAFT
Roman

herausgegeben von Richard Pils
Lektorat: Dr. Erika Sieder

ISBN-978-3-99126-261-9

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

INHALT

Vorwort	
Weihnachten wie immer – <i>Roderich</i>	9
Bleu – <i>Roderich</i>	13
Am Fluss – <i>Roderich</i>	20
Was jetzt? – <i>Roderich</i>	26
Schneeparty – <i>Roderich</i>	33
Spuren – keine Spuren – <i>Roderich</i>	38
Der Unfall – <i>Roderich</i>	43
Wieder zu Hause – <i>Roderich</i>	47
Werner & Werner – <i>Roderich</i>	54
Nochmals Salzburg – <i>Roderich</i>	59
René Krainer – der Ex I – <i>Roderich</i>	67
Rainer hilft – <i>Roderich</i>	71
Toskana – <i>Roderich</i>	79
Polizei – <i>Roderich</i>	82
Stefanie – <i>Roderich</i>	86
Zu Hause – <i>Stefanie</i>	89
Am Fluss – <i>Stefanie</i>	91
Nach Hause – <i>Roderich</i>	96
Fahrt nach Salzburg – <i>Stefanie</i>	100
Werner & Werner – <i>Stefanie</i>	103
Weihnachtsbrunch – <i>Stefanie</i>	105
René Krainer – der Ex II – <i>Stefanie</i>	110
Schneeparty – <i>Stefanie</i>	113
Brigitte und danach – <i>Stefanie</i>	116
Der alte Mann – <i>Stefanie</i>	121
Der Unfall – <i>Stefanie</i>	123
Stefanie – <i>Stefanie</i>	125
Schmerz – <i>Stefanie / Roderich</i>	130
Toskana – <i>Stefanie</i>	137
Leere – <i>Roderich</i>	139
Alte Wege – <i>Roderich</i>	144
Weihnachten beinahe wie immer – <i>Roderich</i>	152
Ein Versuch – <i>Roderich</i>	154

AM FLUSS *Roderich*

Ich kenne keinen anderen Menschen, der derart intuitiv handelt, mit allen Vor- und Nachteilen. Stefanie war nie zu durchschauen und schon gar nicht voraussehbar. Das aber hatte natürlich auch seinen besonderen Reiz, eine Erlebenswürze, die ich vorher und natürlich auch seitdem nicht kannte und kenne.

Ein einprägsames Erlebnis, das wahrscheinlich einprägsamste Erlebnis dieser Art gab es am Fluss, ein Zwischending zwischen Flösschen und Bach, der Zwiesselbach, aber von allen Einheimischen der Fluss genannt. Mitten in Steinsporn kreuzt er die einzige Straße, die sogenannte Hauptstraße, die ihn mit einer schmalen Brücke überspannt.

Wir führten eine intensive Diskussion, die von einer kurzen Zeitungsmeldung ihren Ausgang nahm. Heute weiß ich nicht mehr genau, worum es wirklich ging. Es musste irgendetwas mit dem Rollenverständnis von Mann und Frau zu tun gehabt haben. Anfänglich interessierte mich dieser Zeitungsausschnitt wenig. Aber als ich bemerkte, dass sich Stefanie an dem Inhalt entzündet, kamen meine Gegenargumente, um ihr Paroli zu bieten.

Während sie ganz hinter ihren Aussagen stand, versuchte ich lediglich, diese zu entkräften. Ein Spiel, zumindest für mich. Ob sie mitbekam, dass ich spiele, wusste ich nicht. Aber so, wie sie sich ärgerte, eher nein. Schließlich das Ende des Streitgesprächs. „Du bist ein selbstgefälliges, aggressives, unorientiertes, männliches Individualistenschwein! Ja, das bist du! Und jetzt brauche ich eine Erfrischung!“ Sie eilte zur Tür, riss diese auf, knallte sie von

außen zu, schwang sich auf ihr Fahrrad und fuhr davon. Ich schaute ihr neugierig und verstimmt nach. Wo will sie hin? In Steinsporn gibt es kein Gasthaus, kein Café, nicht einmal eine Würstelbude. Plötzlich hielt sie ihr Rad an, drehte sich um und rief zurück: „Was ist? Kommst du?“

Augenblicklich wollte ich ihr nacheilen. Aber zwei Gründe gab es, die mich zurückhielten. Ein taktischer. Meine zuvor getätigten Aussagen über die Leitrolle des Mannes durfte ich durch ein solches Handeln doch nicht selbst konterkarieren. Ein praktischer. Mein Rad war nicht so rasch zur Verfügung. Aus Platzgründen war es in der Garage in Mannshöhe an der Wand befestigt.

„Ich glaube nicht“, gab ich zurück. Alleine an dem, wie ich es sagte, sollte Stefanie eigentlich erkannt haben, dass ich das Gegenteil meinte. Lachend drehte sie sich wieder um, trat stehend in die Pedale. Ich konnte sie bald nicht mehr sehen. Nachdem ich mich bis dahin zum Stehenbleiben zwang, lief ich nun zur Garage. Das Rad vom Haken, den Luftdruck mittels Daumen überprüft. Ich fuhr in die selbe Richtung los. Je länger ich unterwegs war, desto weniger glaubte ich, noch hinter ihr zu sein. Es war ein schwüler Sommernachmittag und der Schweiß stand mir nicht nur auf der Stirn. Ich blieb stehen. Da landete ein kleines Kieselsteinchen neben mir, noch weitere dazu.

„Schatz?“, rief ich. Augenblicklich fiel mir ein, wie lächerlich meine Frage sein musste, wenn einige Kinder aus Spaß und Übermut nach mir warfen. Ich ließ mein Rad am Straßenrand liegen und ging in Richtung Zwiesselbach, der an dieser Stelle nur wenige Meter von der Straße entfernt ist.

Als ich das hohe Gras hinter mich gebracht hatte, stand ich vor dem Bach, eigentlich seinem Seitenarm. Das „Hauptgerinne“ war noch etwas weiter weg, Haupt- und

Seitenarm bilden dort eine kleine Insel. Je weniger Wasser der Zwieselbach führt, desto größer ist die Insel, zu dieser Zeit etwa acht mal zwei Meter. Diese Gedanken füge ich nur jetzt hinzu, denn damals stand ich wie versteinert.

Stefanie hüpfte auf der Insel herum und sang mit nacktem Oberkörper ein mir unbekanntes Lied. So sehr ich Stefanies nackten Körper bewundere, damals fand ich Ort, Zeit und Umstände unpassend und blickte mich rasch um, ob nicht schon weitere Zuschauer angelockt worden waren. „Na, was ist mit meinem mächtigen Mann, der sich seiner Rolle bewusst ist und den rationales Denken und Handeln lenken und leiten, der ob seiner steten Zielorientiertheit die Leitrolle in der Partnerschaft zu besetzen vermeint?“ Warum ich mich an den Wortlaut so genau erinnern kann? Ich sagte ihn als Gedächtnisübung später immer wieder vor mir her. Ich watete durch den seichten Seitenarm und wollte Stefanie an mich drücken, teils aus Verlangen, teils aus Schamgefühl, um ihre Brüste zu verdecken. Sie wehrte mich ab, lief weg, sprang, während ich stolperte, wieder zu ihrem Rad, zog ihr Hemdchen über und hatte, bevor ich mich in den Sattel schwingen konnte, bereits beinahe die halbe Wegstrecke zu unserem Haus zurückgelegt.

„Stefanie, warte doch!“ Ich rief verwirrt, verliebt, glücklich und enttäuscht. „Na gut“, dachte ich damals, „Jetzt spielst du mit mir. Aber dieses Spiel ist noch nicht zu Ende.“ Ich ließ mein Rad liegen, legte mich ins Gras, meine Augen geschlossen und versuchte ruhig zu werden. Das Gegenteil war der Fall, aber ich rührte mich nicht.

Eine leise Stimme an meinem Ohr holte mich eine gefühlte Viertelstunde später aus dem vermeintlichen Dösen. Sie biederte sich an, schmeichelte mir, nannte mich Geliebter. Ich solle nicht so unvorsichtig sein. Ich

hielt die Augen geschlossen und spürte Stefanies Körper auf dem meinen.

Das war mehr, als ich in dieser Situation erwartete. Das war mehr, als ich erhoffte. Ich wollte mein Spiel weiterspielen. „Karin?“ Zumindest überraschen konnte ich sie nicht. Sie stieg unmittelbar darauf ein, beschrieb sich selbst als Karin mit ungeheuren Maßen, das Monstermädchen mit den Riesenbrüsten, das niemand in meine Nähe lassen würde. Sie würde jeden und jede andere zerfleischen und fressen. Damit rollte sie von mir weg.

Kurz versuchte ich alleine durch Hören zu sehen, was geschieht. Es war ruhig, sie war ruhig. Als ich dann doch die Augen öffnete, krabbelte sie herum, auf allen Vieren, sabbernd. Verunsichert fragte ich, ob alles in Ordnung sei. Natürlich war es das. Nicht nur ich spielte mit Stefanie, sie spielte jetzt mit mir. Nichts sei mehr in Ordnung, alles in ihr sei durcheinandergeraten. Und ich trüge dafür die Verantwortung. Ich ganz alleine, da ich, obwohl Geliebter, doch ihr Herr sei.

Ich wollte nicht mehr. Für mich entwickelte sich das Spiel nicht gut, ich vertrage keine Abläufe, die mich verunsichern. Und zu diesem Zeitpunkt war es definitiv so weit. Für mich war das also das Ende vom Spiel. Nicht aber für Stefanie. Ich konnte und wollte ihr gegenüber nicht verstecken, dass ich genug hatte. Sie schien aber den Verlauf zu genießen, auszuleben, um ihn auf die Spitze zu treiben. Ich appellierte an ihre Vernunft, sie dachte nicht im Geringsten daran aufzuhören. Provozierend war sie immer noch auf allen Vieren, wartete auf meine weitere Reaktion. Ich wurde unbeherrscht: „Stefanie, es reicht!“ Meine mittlerweile schlechte Laune konnte ich nicht annähernd verbergen. Sie bestätigte mich und wartete auf nächste Anweisungen. Ich ignorierte sie und

ihr Verhalten, so gut es ging, und setzte mich wortlos auf mein Rad um loszufahren. Im gleichen Augenblick merkte ich, dass im Hinterreifen keine, oder zumindest zu wenig Luft war. Missmutig stieg ich ab und besah den Reifen. Das Ventil fehlte, ein Blick zu Stefanie.

Breitbeinig stand sie da und warf etwas über den Rücken in den Bach. Das Ventil natürlich. Damit hatte sie nun das Spielende erreicht. War es das? Sie sah aus, als hätte sie trotz des furiosen, aber nicht unerwarteten Finales die Lust verloren. Oder sollte ich mich nur in Sicherheit wiegen? Es fühlte sich nicht gut an. Das Ventil im Bach zu suchen, war definitiv keine Option. Aber das war es gar nicht. Stefanie zeigte mir wieder einmal auf, dass ich ihr in so manchen Dingen nicht gewachsen bin. Ihre Phantasie ist überbordend, ihre Unberechenbarkeit unvergleichlich, ihre Angepasstheit nicht vorhanden. Aber dafür liebe ich sie ja, auch dafür. Es ist oft nicht einfach, fordert mich heraus, aber ich hatte noch nie eine derart intensive Beziehung.

„An die reichst du nicht heran! Du nicht!“, sagte René, ihr Ex, mich erkennend, ich ihn aber nicht, gönnerhaft bei einem zufälligen Aufeinandertreffen zu mir. Der nächste Satz war da schon weniger kontrolliert, eher gestolpert und erbrochen: „Die Steffi gehört zu mir. Die kann nur ich!“ Erst da wusste ich, wen ich vor mir hatte. Stefanies fehlende Beschreibung ihres Ex holte er sekundenschnell nach. In meinem gesamten inneren Eigenschaftenkatalog war „schräg“ noch das positivste Vokabel dafür.

Und der letzte Satz! Was da alles an Dummheit und Ignoranz drinnen steckte, war nicht zu beschreiben. Das war mein erstes und letztes Zusammentreffen mit ihm. Auch wenn ich dann einen Freund diesbezüglich recherchieren ließ. Stefanie hatte mir einmal seinen gesamten

Namen, René Krainer, genannt. Aber getroffen habe ich ihn nie mehr. Und auch Stefanie hatte, davon bin ich überzeugt, keinen Kontakt mehr.

Drei Kerzen brannten, Stefanie in die Couch gekuschelt, die Beine auf dem Wohnzimmertischchen, ein Buch vor sich liegen, die Augen geschlossen. „Ich bin hungrig“, flüsterte sie.

„Ich auch.“

„Wonach?“

„Nach dir“, nicht originell, aber schon heraußen.

„Willst du satt werden?“

„Ja.“

„Wovon?“

„Von dir.“ Zweiter Fehlgriff. Alle Spannung verblasst. Ich nahm mir ein Buch, konnte aber für das Lesen keine Konzentration aufbringen. Stefanie nahm das ihre zur Hand und ein Glas Rotwein, das mir zuvor nur am Rande auffiel, nippte und las.

WAS JETZT?

Roderich

Anrufen ist keine Option. Wir haben kein Handy. Hat-ten nie eines. Sie nicht, ich nicht. Das hat diese vormali-gen Anrufe verschärft. Das hat mich verunsichert. Wenn sie es gewesen ist, dann mit einem fremden Handy.

Dass wir beide in Zeiten wie diesen kein Handy haben, hört sich eigenartig an, vielleicht sogar abge-hoben. Für die Arbeit brauchen wir jeweils keines. Und sonst genügt uns das Festnetz. Hat ja früher auch genügt. Schlechtes Argument. Auto, Zug, Flugzeug nut-zen wir ja auch. Aber es hat viel Vorteilhaftes, so ohne Handy. Und auch das gefällt mir an ihr. Umgekehrt?

Jetzt, Stefanie, solltest du eines haben! Ich muss dich hören! Mein Gefühl spielt mir übel mit. Wenn sie Stunden weg gewesen ist, manchmal auch Tage, auch unabgesprochen, war das nie ein Grund zur Beunruhi-gung. So gar nicht. Sie hat immer gewusst, was sie tut. Und ich, was ich tue. Das hat gereicht und das reicht bis heute.

Die Zeichen sind es, die es anders machen – unver-ständlich, beängstigend. Ich habe Angst um Stefanie und auch Angst etwas Wertvolles zu verlieren. Da ist er wieder der Egoismus. Wird es schwierig, gefährlich, denkt man an sich selbst. „Ist so und das ist gut“, erklärte Stefanie. Meine Meinung, zumindest ihr gegenüber war eine andere. Ich habe zu ihr gesagt, dass man natürlich zuerst an den Anderen denkt, an dessen Wohl.

„Ist schon gut, Jesus!“ Ich glaube, niemand kann Ge-sprächsthemen so überraschend und endgültig abschlie-ßen wie sie.

Nervöse, zwischenzeitliche Zusammenfassung: Zwei Anrufe, niemand redet konkret, nur allgemeiner Unter-haltungs- und Straßenlärm und „Bleu“, unsere Musik. Und eine riesige, noch nie dagewesene Verunsicherung, nein Angst. Angst trifft es ganz konkret.

Erste Option – Einfach weitermachen, den Christ-baum fertig schmücken, nach der Ente sehen. Auf ihr Heimkommen warten. Mein Gott wie banal!

Zweite Option – Sitzen, stehen bleiben oder und gehen, Schritte zählen, vielleicht ein heißes Bad? Oder ein kaltes?

Dritte Option – Sie suchen gehen, hinaus in den kalten Wintertag. Mittlerweile ist es eine Stunde vor Mittag. Aber wo und wie? Intuitiv?

Vierte Option – Zur Polizei, alles erzählen, Ver-misstenanzeige.

Ich sehe schon den grinsenden ganz jungen karriere-geilen oder ganz alten karrieremüden Durchschnitts-beamten vor mir. Wer macht sonst am 24. Dezember Dienst? „Kommt schon wieder! Kommen alle wieder, vor allem am Heiligen Abend oder spätestens drei Tage später.“ Mir ist nicht mein Mädchen weggelaufen!

Dann eher ins Freie. Ich ziehe mich warm an, Win-terstiefel, Mantel, Schal, Kappe, Handschuhe. Mit jedem Kleidungsstück sehe ich auch ihre. Natürlich ist ihre Garderobe umfangreicher, dominiert unseren Kleiderkasten, ist einfach präsent, auch stylistisch und farblich. Grau verlasse ich das Haus, sperre ab, zweimal wie immer. Wozu? Wer weiß das schon. Ich stehe vor dem Haus, meine erste Herausforderung. In welche Richtung? Abgesehen von allen unbekannt-ten Zielen, die sie aufgesucht haben könnte, sind die mög-lichen, wie Freunde, Bekannte, Geschäfte und Läden

so zahlreich, dass nur ein zufälliger Treffer zustande kommen würde.

Was erzählte mir der gehörte Straßenlärm, das unkonkrete Stimmengewirr? Erst da könnte ich mich ohrfeigen, ohrfeigen, ohrfeigen. Ich scheitere ja schon an den einfachsten Dingen. Straßenlärm und Steinsporn passen nicht zusammen. Auch eine Polizeistation gibt es hier natürlich nicht, jedoch in Edelschrott, dem Gemeindeort. Aber dem gehörten Straßenlärm wird auch Edelschrott nicht gerecht. Ist Stefanies Auto eigentlich da oder ist sie abgeholt worden? Darum habe ich mich nicht gekümmert. Das Rad war sicher keine Option. Ein Blick durch die Garagentür – der alte *Mini* fehlt, Moonwalk grey metallic – Sonderlackierung und über fünfzehn Jahre alt. Stefanie hatte nie ein Faible für Autos, der *Mini* ein Geschenk vor langer Zeit. Die Autoleidenschaft fehlt uns beiden. Meinen, allerdings nur halb so alten, grauen *Golf* findet sie schick. Damit ist sie bislang die einzige. Also selbst weggefahren, erste wichtige? Erkenntnis. Links geht es durch den kleinen Ort, dann ins Hügelland, auch nach Edelschrott, aber wie gesagt, ..., dann in die Berge. Rechts sind es knapp fünfunddreißig Kilometer nach Salzburg. Salzburg, ja, das wird es wohl sein, das muss es sein.

Also erst einmal ins Auto und fort. Die nächsten Schritte werden sich ergeben, müssen es. Wie lange können fünfunddreißig Kilometer sein. Ich ertappe mich beim Tagträumen. Stefanie ist so geheimnisvoll. Ich werde sie nie ganz kennenlernen. Aber die Chance dazu möchte ich, möchte ich haben dürfen. Wie viel kenne ich von ihr? Zehn Prozent? Nicht einmal das? Ich verreiße das Lenkrad. Der Radfahrer, den ich beinahe übersehen habe, tippt auf die Stirn in meine Richtung, als ich vorbeischlingere, bleibt erschrocken stehen. Ich habe das Auto wieder unter Kontrolle, er

droht mit der Faust. Ich ignoriere ihn, versuche mich auf die Straße zu konzentrieren. Hätte ich gehalten, wenn ich ihn niedergestoßen hätte? Eher nein, vielleicht doch, doch.

Ich will, ich muss nach Salzburg. Stefanie braucht meine Hilfe. Bin ich schon durch Waidach, durch Adnet? Höhenwart, also schon vor dem Stausee linker Hand. Nach Ebenau verfallende ich wieder in Gedanken, fahre langsamer, achte trotzdem nicht auf das Rundherum.

„Stefanie ist der klassische Single.“ Warum hat das gerade Karli zu mir gesagt. Den kenne ich seit der Schulzeit, der weiß, wie ich ticke. Und ich weiß, was ihn antreibt, was ihn zu dem gemacht hat, was er war, aber auch, was er jetzt ist.

„Karl Rüdesser, ein Selfmademann der 1. Kategorie“ war vor eineinhalb Jahren in einem Starblatt zu lesen. Wie sich das Schicksal innerhalb von achtzehn Monaten wenden kann. Als Mikrobiologe in die Forschungsweltspitze, Everybody's Darling, nach eigener Aussage in der erweiterten Kandidatenliste für die Robert-Koch-Medaille, Plagiatsvorwürfe, rasanter Abstieg, Privatkonkurs. Mittlerweile wieder wirtschaftlich stabilisiert. Die Gründe dafür sind unbekannt. Zumind. Stefanie ein Single, nicht fähig für das Miteinander? Jein! Karli hat sie mir nicht gegönnt. War eifersüchtig. Auf sie war er es, nicht auf mich. Gab ihr die Schuld, mich nur mehr sporadisch treffen zu können. Ob Karli? Ausgeschlossen! Stefanie passt nicht zu Karli. Karli passt nicht zu Stefanie. Da passt gar nichts zusammen. Weder die Personen, noch die Situation. Zwei Welten ohne Bezug.

Ich stehe im Petersfriedhof. Der Parkschein in meiner rechten Hand sagt Altstadtgarage, der Kopf zieht mich zur Festungsbahn. Was mache ich hier eigentlich? Was soll ich auf der Feste. Nichts, nichts, nichts deutet

dort hinauf. Weder die Zeichen, schon gar nicht die Vergangenheit. Wir waren nie gemeinsam oben auf der Burg. Geschichte mag sie nicht, sie ist eine nach vorn, eine Vorausschauende. Außerdem Straßenlärm auf der Festung? Muss ich wieder zurück?

Nein! Es muss Salzburg sein, hier irgendwo war sie, hier irgendwo ist sie. Soll ich sie rufen, in Jedermanns Manier? Idiot! Wo ist Lärm, Stimmengewirr? Überall. Touristenhotspots – Getreidegasse, Mozarts Geburtshaus? Kann nicht sein, viele Menschen, aber kein Straßenlärm. Es ist eine Verbindung von beidem. An der Salzach. Das ist möglich, das kann, muss es sein. Soll ich das Auto holen? Stört nur bei der Kombination der Geräusche. Also im Parkhaus lassen. Kapitelplatz, Domplatz, Residenzplatz durchheilt, quer über den Mozartplatz zum Kai. Mozartsteg könnte sein, aber kein Gefühl.

„Kein Gefühl!“ Wie oft habe ich das gehört. Nicht hören wollen, aber hören müssen. Es gipfelte immer in Stefanies Festlegung. „Du hast kein Gefühl für die Flügel der Seele.“ Das waren die traurigen, die wenigen traurigen Momente unseres Zusammenseins. Ich konnte nie ergründen, wie ich sie zu diesem finalen Punkt trieb. Und schon gar nicht fand ich eine Erklärung für die Flügel der Seele. Ich fand keine, sie gab mir keine. Mein fehlendes Gefühl für die Flügel der Seele, ihrer Seele?, war der tiefste Punkt. Kaum von ihr ausgesprochen, wurde es wieder heller, in Schritten zwar, aber spürbar. Ihr Groll nahm ab, die Verhärtung löste sich. Es brauchte kein Erklären mehr, die Sonne ging wieder auf, langsam zwar, aber stetig. Und es blieb nichts zurück. Bei ihr. Ich grübelte, manchmal noch tagelang. Ich brauchte ein Abklingen, für sie war es erledigt.

Also weiter jetzt auf der Suche nach einem Gefühl. Richtung Staatsbrücke. Straßenlärm, der die wenigen Menschenstimmen überlagert. Also ebenfalls nein. Vorne der Makartsteg. Der heißt mittlerweile Marko-Feingoldsteg. Aber jeder verwendet den alten Namen. Schlösserbewehrt durch abertausende Liebesschwüre. Einmal im Jahr durchforstet die Stadtverwaltung die Liebesbezeugungen und zwickt sie ab, eintausend Kilogramm zerstörte Versprechen. Sind ohnehin nur äußere Zeichen. Die wirkliche Verbindung ist anderen nicht sichtbar.

Stefanie, wo bist du? Ich stehe auf dem Steg, durch die vielen Schritte mit ihm leicht schwankend. Da ist es! Das Flöthema. Oder ist es nur im Kopf? „Ruhe!“, schreie ich. Ohne Auswirkung natürlich, wie lächerlich. Ein älteres Pärchen fixiert mich, schüttelt einvernehmlich die Köpfe. Der weihnachtsbedingt geringe Rest ignoriert. Aber ich höre es wirklich. „Bleu, first flute“ da vorne, weiter vorne. Ich gehe, eile etwa bis zur Mitte des Stegs. Da ist es. Da ist er. Ein Straßenmusikant, fremdländisch freundlich, langer grauer Mantel, eine Flöte bedienend, nicht wirklich darauf spielend, sondern die Musik aus dem nebenstehenden Lautsprecher. Den Instrumentenkoffer offen vor sich, mehrere Münzen, einige wenige kleine Scheine. Sporadisch kommt was dazu. Sobald das Thema zu Ende ist, probiere ich es. „Sorry, is it possible ...?“

„Towarischtsch, sprechen deutsch mit mir.“ Ich zeige ihm einen größeren Schein, er nickt, ich gebe ihn her. Er legt das Instrument weg, schließt den Koffer, hockt sich hin. Ich tue es ihm gleich.

Auffällig war gar nicht viel in letzter Zeit. Telefonierende Menschen fallen nicht auf, geschätzt jeder zweite hat das Handy am Ohr.

Ich beschreibe ihm Stefanie.

SCHNEEPARTY

Roderich

Er hört zu, überlegt. Ob sie allein gewesen sei oder in Begleitung?

Ich beschreibe ihm ihre Kleidung, zumindest soweit ich es weiß. Das ist nicht viel, roter Mantel, weißer Schal, weißes Strickkappchen.

Nein, ja, könnte sein.

Ob ein weiterer Schein hilft?

Er winkt ab.

Doch, jetzt fällt ihm etwas ein. Der rote Mantel mit einem roten Kappchen in Begleitung von zwei Männern. Weiß, rot, grün oder irgendwie, Kappchen ist Kappchen. Stefanie hat mehrere davon.

Die Männer, die Frau, alle drei mit ernster Miene. Deswegen nun die Erinnerung. Sie haben sich abgehoben von den anderen, von den fröhlichen oder zumindest gleichgültigen.

Die Frau, sah sie verängstigt aus, gezwungen, vielleicht in Not?

Nein, alle drei ähnlich, einfach ernst, glaubt er, oder doch nicht?

Sonst?

Ja, der eine steckte sein Handy, mit einem „Fuck“ zum anderen Typen, ein. Sind eine Zeit so dagestanden. Wohin sind sie? Richtung Altstadt, doch nach dem Steg? Aber zurück sind sie nicht gekommen, zumindest nicht die nächste Zeit, wäre ihm aufgefallen.

Das passt natürlich zusammen, hilft es mir weiter? Natürlich, ich habe mich nicht getäuscht. Sie ist hier, genauer gesagt, sie war hier. Meine Stefanie war hier. Was ist mit diesen Männern, wer sind sie? Was sollte der Anruf? Beruhigt mich, was mir der Musiker erzählt hat? Nein, aber es bestärkt das Gefühl, am richtigen Anfang zu stehen. „Bleu“ ein Zufall? Das kann ich nicht glauben.

Mein Früher, mein vor Stefanie war anders, war schal. Aber erst schal geworden durch den Vergleich. Ich kannte, was ich kannte, und das war interessant und ausreichend. Ich lebte und erlebte, aber im Rückblick in schwarz-weiß Bildern. Die Farben kamen mit ihr, nicht nur äußerlich. Aber auch die Nuancierungen des psychischen Temperaturempfindens. Kälte und Wärme waren nur scheinbar abhängig von Sonne, beziehungsweise Heizung und Ofen. Es konnte eiskalt sein, wie am Tag ihres geheimnisvollen, spurlosen Verschwindens, aber siedend heiß an einem frostkalten, schneeverteilenden Jännertag beim Berühren ihrer Wangen.

Schnee wurde in Salzburg zum Thema etwa vier Wochen nach dem Kennenlernen, vier Wochen nach „Bleu“. Ich schlug das „Kreta“ vor. Klein, aber nicht beengt, gehobenes Publikum, südländisches Essen, sehr gute Weine. Anschließend „Kreta Underground“, die Bar im Untergeschoß, unaufdringliche Musik, Möglichkeit zu tanzen, ausgezeichnete Drinks von diversen Macallans bis Parma Negroni oder Tocco Rosso.

Kreta ja, Underground nein. Sie würde mich nach dem Essen überraschen. „Du wirst es nicht vergessen!“

Wie recht sie doch hatte. Stefanie wählte Stammagathi, Wildgemüse mit Ei, ich Gamopilafo mit Ziegenfleisch, danach beide Halva mit Walnüssen als Dessert. Dazu tranken wir einen Assyrτικο aus Santorin.

Nicht lange nach dem Bezahlen gingen wir. Und wir gingen lange. An den Stadtrand, es wurde ruhiger, weniger Autos, weniger Leute, augenscheinlicher Stadt-Land

Übergang. Dicht aneinander bogen wir in eine Gasse ein, drängten das Dunkel zur Seite, die flackernde Beleuchtung der Hauptstraße im Rücken.

Ein Wummern, leise erst, rhythmisch bis gehackt, lauter und dominant werdend. Und wieder Autos, Protzis, überwiegend deutsche Kennzeichen, abgedunkelte Seitenscheiben jedes zweite, in Reih und Glied geparkt. Ein Haus, groß, eher Halle, gleichförmig und hoch, beleuchteter Eingang. „Du kommst hier nicht rein“-Typ davor. Blickkontakt-Typ – Stefanie, er trat zur Seite, startete geradeaus. Drinnen das Wummern lauter aber nicht zu laut, die Luft unerwartet angenehm frisch, der Raum dehnte sich aus, in warmes Licht getaucht, weniger Menschen herinnen als Autos draußen. Das Interieur wirkte bieder, wenige Tische, wenige Sessel, hauptsächlich Sofas und zahllose Polster.

Die Musik setzte aus, die wenigen schauten nach oben, Stefanie und ich taten es ihnen gleich. In Flying Fox Manier stürzte ein Glitzermensch von hoch oben quer durch den Saal zur kleinen Bühne. Erst da bemerkte ich das gespannte Seil. Eine buntgekleidete Menge drängte johlend über zwei Stiegenabgänge ebenfalls von oben nach unten. Als die ersten unten angekommen waren, die Polster belagerten, war der Glitzermensch, das Glitzermädchen am Mikro und kreischte Unrhythmisches hinein. Gitarren setzten nach, das Schlagzeug machte Dampf, das laute Wummern war wieder da. Der große Raum hatte sich gefüllt, die meisten Polster waren besetzt, mehr Männer als Frauen, nicht zu jung, nicht allzu alt.

Dann sang es, das Glitzermädchen, melodios, mit geschlossenen Augen, die Lippen dicht am Mikro, gebettet in Gitarrenakustik und Drum brushes. Dabei wedelten junge Kellner unaufdringlich, aber doch präsent

durch die Szene, brachten uns und anderen unaufgefordert Getränke und kleine Tellerchen mit Nüssen und Oliven.

Mein fragender Blick traf auf Stefanies. „That’s it!“ Sie fühlte sich wohl, sichtlich nicht zum ersten Mal. Mich wunderte eher, dass sie scheinbar niemanden kannte und umgekehrt. Aber auch andere Neuhinzugekommene wurden nicht begrüßt. Lediglich Blicke wurden gewechselt, wie auch immer zu deuten.

Zwei Damen saßen in nächster Nähe, deutlich älter als Stefanie, älter auch als ich, lächelten und prosteten uns zu. Wir erwiderten, ich legte meinen Arm um Stefanies Taille, küsste ihr Haar. Plötzlich war das Licht aus, nur einzelne Zigaretten glommen auf, wenn an ihnen gezogen wurde, die Musik füllte unbeirrt den Raum. Ein Stromdefekt konnte es also nicht sein. Ein Gag des Hauses? Ich spürte Stefanies Gesicht direkt an meinem, wir küssten uns, sie schreckte hoch.

Das Licht ging wieder an, wechselte aber die Farben, von gelb über rot zu grün.

„Lass uns wo anders hingehen!“, bat sie mich irritiert und barsch.

Überlegend, ob sie Sitzplatz oder Lokal gemeint haben könnte, saß sie schon mehrere Sofas weiter. Ich setzte mich zu ihr und Stefanie machte ihrem Ärger Luft. „Als das Licht aus war, hat mich eine von denen“, und sie deutete mit dem Kopf zurück, „angetatscht. Oder beide.“ „Ich regle das“, und wollte aufstehen.

„Lass! Geregelt habe ich es schon selbst“, hielt sie mich zurück. Wie zufällig wollte ich mich umdrehen. „Sie sind weg“, stoppte sie mich in meiner Absicht. Gedankenverloren griff ich in das Olivenschüsselchen und hatte ein kleines Briefchen in der Hand. Kein Zweifel, auch

wenn ich außer Alkohol in verschiedensten Varianten und selten durch den einen oder anderen Doobie zur Stimmungsaufhellung keine Erfahrung mit Substanzberauschung hatte, das war Schnee, Koks als Service des Hauses?

Stefanie sah das Briefchen, sah mich an. Nach einer kurzen Pause. „Haben die vor uns wohl liegen lassen. Schön unvorsichtig. War schon mehrmals hier, aber so was war noch nie.“

Ein anderer Sänger, dunkelhäutig, Riesenafro, soulige Stimme lenkte uns ab. „Können wir aber nicht ...“, ich unterbrach meinen Satz mit Blick auf das Schüsselchen. Nur Oliven und Nüsschen, kein Briefchen. „Aufmerksames Personal.“ Der Afro animierte mit seinen Songs zum Tanzen. Wohlig träge Melancholie wechselte mit schnittigem Jazz. Und wir tanzten, als würden wir seit Jahren nichts anderes tun. Ich konnte die Augen nicht von meinem Mädchen lassen und auch die Hände nicht. Wir gingen zurück zu unseren Plätzen. Ein Schluck aus dem Glas, Stefanie nahm mich an der Hand: „Komm!“

Sie führte mich zur Rückwand, das tiefe Blau waren Vorhänge. Stefanie teilte sie, wir waren in einer Art Separée, weiches, gedämmtes Licht, Tischchen in der Mitte, Polster rundum. „Gefällt’s dir?“

Mein Ja war halbherzig. Meine Romantik sieht anders aus. Der Vorhang teilte sich von außen: „Ich darf etwas bringen?“ Ein zweifaches Danke.

Stefanie sah in mich hinein, fühlte mit mir, war ich. Wir gingen. Blicke trafen, sie gab sie zurück. Kennt man sie? Man kennt sie! Hat das Bedeutung? Ich wusste es nicht. Nein! Wir verließen das Lokal.

An den Autos vorbei gingen wir wieder durchs Dunkle, der Hauptstraße zu.

Zurück zu Hause redeten wir, eigentlich redete ich. Ein queres Erlebnis in diesem Lokal, in diesem Club. Stefanie antwortete nur, lächelte, hörte mir aufmerksam zu, antwortete und erklärte. Ich blieb wieder beim Briefchen hängen. Sie tat es ab. Schlug vor, etwas zu trinken. Witzelte über meine für sie spürbare Verunsicherung. Redete über schwarz-weißes Denken. „Es gibt mehr mein Lieber. Hundert, tausend Varianten, vom weißesten Weiß bis zum schwärzesten Schwarz. Und da bewegen wir uns“, meinte sie, „alle, in einer der Farbschichten, keine zwei in derselben.“

„Nicht einmal wir zwei?“

„Keine zwei in derselben.“

Diese Entwicklung mochte ich nicht, ich wollte zu Bett. Sie nicht. Ich verabschiedete mich mit einem Gute-nachtkuss.

Natürlich konnte ich nicht einschlafen. Zwanzig Minuten später spürte ich sie, heiß, fordernd. Das Folgende fegte alle meine Zweifel weg. Wie toll ist diese Frau!

Wolfgang Haydn

am 1. Mai 1957 geboren, lebt im Bezirk St. Pölten Land.

Er war 40 Jahre lang Lehrer, die letzten mehr als 16 Jahre Schulleiter, zuletzt in der Sportmittelschule Böheimkirchen, Bezirk St. Pölten Land, Niederösterreich.

Seit September 2019 befindet er sich im Ruhestand, den er unter anderem zum Schreiben nutzt.

Er betätigt sich als Bürgeraktivist und hat starke Affinitäten zum Sport, zur Landwirtschaft und zum Schreiben.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz ist das Buch

„Edelbach – Maries aufregendes Waldviertel“

Geschichten aus der gestohlenen Heimat

erschienen.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien